

beziehungswweise

JÄNNER/FEBRUAR 2016

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG

WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | |
|---|--|
| <p>1 STUDIE Armut und Unterstützung zwischen Generationen in Europa
Familie & Kontext im Zusammenspiel</p> <p>5 KOMMENTAR Familie – Fit für die Zukunft
Aus der Perspektive der WKO</p> | <p>6 REZENSION Schulangst und Schulphobie
Wege zum Verständnis</p> <p>8 SERVICE bücher: Heterogenität
Hipster – Einblicke in deren Lebenswelt
Talente im Ausland</p> |
|---|--|

STUDIE

Armut und Unterstützung zwischen Generationen in Europa

Familie und Kontext im Zusammenspiel

VON CHRISTIAN DEINDL, MARTINA BRANDT UND MARKUS KOTTE

Der Austausch informeller sozialer Unterstützung wie das Geben und Nehmen von finanzieller und praktischer Hilfe ist eine wichtige Funktion von Familien in modernen Gesellschaften. Gerade in Zeiten der Not sorgen Familienmitglieder in besonderer Weise füreinander (z.B. Finch & Mason 1990), wobei die häufigsten finanziellen und praktischen Transfers zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern fließen. Dieser funktionale Aspekt ist eine entscheidende Dimension von Generationensolidarität (Bengtson & Roberts 1991). Bisher wurde der Einfluss von individueller und gesellschaftlicher Armut auf Solidaritätsmuster jedoch nicht genauer untersucht (siehe auch Deindl & Brandt 2015). Es ist also fraglich, inwieweit sich Unterstützungsleistungen zwischen Eltern und ihren Kindern je nach Ausmaß der Deprivation unterscheiden: Leisten ältere Eltern in Zeiten der Not weniger Transfers und erhalten mehr Unterstützung von ihren erwachsenen Kindern, oder werden aufgrund fehlender Ressourcen alle Leistungen verringert? Welche Rolle spielen soziale Ungleichheit und Armut auf gesellschaftlicher Ebene für den Austausch von intergenerationaler Unterstützung?

Hintergrund: Armut und Generationensolidarität

Es gibt verschiedene Gründe, aus denen Familienmitglieder sich gegenseitig unterstützen. Unter anderem sind Altruismus und Reziprozität wichtige Motive für Unterstützungsleistungen (Silverstein et al. 2002). Daneben kann es auch einfach sein, dass man anderen gerne etwas gibt und gerade in der Familie spielen zudem Liebe und Fürsorge eine große Rolle (Björnberg & Latta 2007).

Diese Motive sind zum Teil allerdings den tatsächlichen Möglichkeiten und Bedürfnissen nachgestellt: Wenn keine Möglichkeit besteht, Hilfe zu leisten, und wenn es keinen Hilfebedarf gibt, wird es kaum Leistungen geben (Brandt & Deindl 2013). Diese Möglichkeiten und Bedürfnisse variieren dabei zum Teil über den Lebenslauf. Beispielsweise fließen finanzielle Transfers vor allem von älteren Eltern an ihre heranwachsenden Kinder, während praktische Hilfe vor allem im höheren Alter von den Kindern an ihre Eltern geht (Attias-Donfut 1995). Finanzielle Unterstützung fließt entsprechend der Bedürfnisse am häufigsten, wenn die Kinder noch in der Ausbildung sind oder ihr eigenständiges Leben beginnen



Deindl, Christian (2011): *Finanzielle Transfers zwischen Generationen in Europa*. Wiesbaden: Springer VS.

ISBN 978-3-531-92690-2
www.springer-vs.de

– Zeiten, in denen die Eltern häufig (noch) die finanziellen Möglichkeiten haben, ihren Nachwuchs zu unterstützen (Brandt & Deindl 2013; Deindl 2011). Wenn die Eltern älter und gebrechlicher werden, sind sie dann häufiger auch selbst auf Hilfe angewiesen. In den meisten Fällen wird die notwendige instrumentelle Unterstützung dann von den (Ehe-) Partnern und von den Kindern bereitgestellt, intensive Pflegeleistungen übernehmen vorrangig die Frauen (Brandt 2013).

Wenn man die Überlegungen zu Unterstützungsmotiven, Solidarität und dem Einfluss von Möglichkeiten und Bedürfnissen verbindet, sind also zwei gegenläufige Szenarien für den Einfluss von materieller Deprivation auf Generationentransfers denkbar: Finanzielle Nöte in Familien können zu mehr Transfers führen, da der Unterstützungsbedarf höher ist. Es ist jedoch ebenso denkbar, dass die fehlenden Möglichkeiten sich durchsetzen, da potenzielle Helfer selbst zu wenig haben, um etwas abzugeben. In jedem Falle sollte sich Austausch von Ressourcen zwischen Eltern und Kindern in von Armut betroffenen Familien deutlich von anderen Familien unterscheiden.

Die Ressourcen innerhalb der Familie sind dabei allerdings nur ein Aspekt. Entscheidend für Transfers zwischen Generationen sind auch die Kontextbedingungen, die wiederum Möglichkeiten und Bedürfnisse mitbestimmen. So lässt sich beispielsweise zeigen, dass soziale Ungleichheit eine wichtige Rolle für Unterstützung zwischen Generationen spielt (z.B. Deindl & Isengard 2011). Öffentliche Leistungen und private Unterstützung ergänzen sich gegenseitig (Komplementarität). Auf gesellschaftlicher Ebene bereitgestellte Ressourcen beeinflussen damit die Art der ausgetauschten Hilfe (Spezialisierung) - nicht aber, dass Generationen sich helfen (*crowding in* versus *crowding out*; z.B. Brandt & Deindl 2013). Ein höheres Maß an sozialer Ungleichheit sorgt damit zum Beispiel dafür, dass weniger finanzielle Transfers von Eltern an den Nachwuchs fließen, dafür ist jedoch die Zahl der Eltern und erwachsenen Kinder höher, die ihren Wohnraum teilen (Deindl & Isengard 2011).

Daten und Methode

Die Analysen basieren auf der 5. Welle des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE). SHARE ist ein multidisziplinärer, international vergleichender Paneldatensatz, der Informationen zum Leben von mehr als 100.000 Menschen über 50 Jahren aus 20 europäischen Ländern und Israel umfasst. Die seit 2004 alle zwei Jahre erhobenen Daten decken verschiedene Themenbereiche wie soziale und familiäre Netzwerke, Gesundheit und

sozio-ökonomische Indikatoren ab (Börsch-Supan et al. 2013). Im Folgenden unterscheiden wir zwischen zwei Arten von Unterstützungsleistungen: finanziellen Transfers und praktischer Hilfe im Sinne von persönlicher Pflege und der Erledigung von Aufgaben im Haushalt.

Der konkrete Fragetext für finanzielle Transfers lautet: *Denken Sie jetzt bitte an die letzten 12 Monate. Wenn Sie freie Kost und Unterkunft unberücksichtigt lassen, haben Sie oder Ihr/Ihre Mann/Frau/Partner/Partnerin in dieser Zeit eine Person innerhalb oder außerhalb Ihres Haushalts mit Geld- oder Sachgeschenken im Wert von 250€ oder mehr unterstützt?*

Zur instrumentellen Unterstützung wurden zwei unterschiedliche Fragen für erhaltene und gegebene Hilfen gestellt: 1) *Wenn Sie an die letzten 12 Monate denken, hat Ihnen oder Ihrem/Ihrer Mann/Frau/Partner/Partnerin ein Familienmitglied von außerhalb Ihres Haushalts, ein Freund oder Nachbar bei der persönlichen Pflege oder bei praktischer Arbeit im Haushalt geholfen?* und 2) *Haben Sie selbst in den letzten 12 Monaten einem Familienmitglied, das außerhalb Ihres Haushaltes lebt, einem Freund oder einem Nachbarn bei der persönlichen Pflege oder bei der praktischen Arbeit im Haushalt geholfen?*

Die Fragen zu finanziellen Transfers und instrumenteller Unterstützung wurden also von verschiedenen Befragten für unterschiedliche Gruppen beantwortet. Die Frage nach finanziellen Transfers bezieht sich auf die Paarebene und wurde von demjenigen beantwortet, der für die finanziellen Angelegenheiten im Haushalt verantwortlich ist. Die zweite Frage (das Erhalten praktischer Unterstützung) wurde von demjenigen beantwortet, der alle Fragen zu Familienangelegenheiten beantwortet. Die dritte Frage (das Erteilen praktischer Unterstützung) wurde jedem gestellt. Bei jeder Frage konnten die Befragten bis zu drei Personen angeben, die ihnen oder denen sie geholfen haben.

Materielle Deprivation wird in der fünften Welle von SHARE über folgende Fragen gemessen:

1. *Kann sich Ihr Haushalt den Kauf der nötigen Lebensmittel und Haushaltsartikel regelmäßig leisten?*
2. *Kann es sich Ihr Haushalt leisten, wenigstens einmal im Jahr für eine Woche in den Urlaub zu fahren?*
3. *Könnte es sich Ihr Haushalt leisten, eine unerwartete Ausgabe zu bezahlen, ohne dafür Geld zu leihen?*
4. *Haben Sie in den letzten 12 Monaten, um Ihre Lebenshaltungskosten tief zu halten, weiterhin abgenutzte Schuhe getragen, weil Sie sich keine neuen leisten konnten?*

die autoren, die autorin

Dr. Christian Deindl ist Soziologe und vertritt zurzeit die Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialstruktur und Sozialpolitik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Prof. Dr. Martina Brandt ist Soziologin und Inhaberin des Lehrstuhls für Sozialstruktur und Soziologie alternder Gesellschaften an der TU Dortmund.

Markus Kotte ist Soziologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Munich Center for the Economics of Aging am Max Planck Institut für Sozialrecht und Sozialpolitik.

5. Haben Sie, um Ihre Lebenshaltungskosten tief zu halten, weiterhin abgetragene Kleidung getragen, weil Sie sich keine neue leisten konnten?
6. Haben Sie in den letzten 12 Monaten, um Ihre Lebenshaltungskosten tief zu halten, sich mit Kälte abgefunden, um Heizkosten zu sparen?
7. Haben Sie in den letzten 12 Monaten, um Ihre Lebenshaltungskosten tief zu halten, Zahnarztbesuche aufgeschoben?
8. Haben Sie in den letzten 12 Monaten, um Ihre Lebenshaltungskosten tief zu halten, auf eine Brille ganz verzichtet oder eine Brille nicht ersetzt, weil Sie sich keine neue leisten konnten?

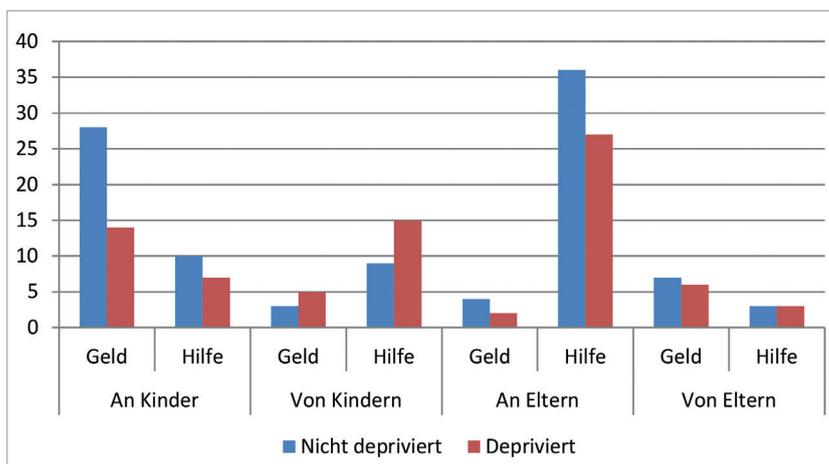
Die Antworten auf diese Fragen wurden für die folgenden Analysen addiert (0-8). Befragte mit einem höheren Wert leiden dementsprechend unter einer höheren Zahl an materiellen Einschränkungen. Mit nicht-deprivierten Personen meinen wir im Folgenden Befragte, die keine der oben angegebenen Fragen positiv beantwortet haben, von Deprivation betroffene Personen sind dementsprechend Befragte, die mindestens eine der Fragen positiv beantwortet haben.

Alle Fragen zur Deprivation wurden auf Haushaltsebene beantwortet. Für die folgenden Analysen wurde der Haushaltsbefragte als Elternteil für die Dyadenanalyse ausgewählt. Auf der Kontextebene wird Armut mittels des Anteils von durch Armut bedrohten Personen pro Land berücksichtigt. Dabei wird der prozentuale Anteil der Bevölkerung in jedem Land gemessen, der über weniger als 60% gemessen am Median des verfügbaren Äquivalenzeinkommens verfügt.* Hierzu wurden Daten von Eurostat verwendet. Die Länder in unserer Stichprobe sind Schweden, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Frankreich, Luxemburg, Deutschland, Österreich, die Schweiz, Italien, Spanien, Tschechien, Slovenien und Estland.

Um von der Fülle an verfügbaren Informationen zur Analyse der Transfers zwischen Befragten 50+ und ihren erwachsenen Kindern (18+) zu profitieren, bilden wir einen Dyaden-Datensatz, d.h. jede Eltern-Kind-Beziehung ist eine Beobachtung. Da dadurch die einzelnen Beobachtungen auf Personen- und Länderebene nicht unabhängig voneinander sind (mehrere Beziehungen pro Person, viele Personen pro Land), schätzen wir Mehrebenenmodelle (Snijders & Bosker 1999), die für solche Datenstrukturen geeignet sind. Es ist zur Zeit noch nicht möglich, auf alle Informationen über die Kinder der Befragten zurückzugreifen – die folgenden Analysen umfassen 90% der Kinder.

* siehe auch http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php/Income_distribution_statistics/de

Abbildung 1: Intergenerationale Transfers und Deprivation (in %)



Quelle: SHARE Welle 5, n (Kinder)=57.845; n (Eltern)=15.758

Ergebnisse

Wie in Abbildung 1 erkennbar, fließt finanzielle Unterstützung meist von den älteren Eltern zu den erwachsenen Kindern, während praktische Hilfe meist an die ältere Generation geht. Dies gilt sowohl für deprivierte als auch für nicht von Deprivation betroffene Eltern. Diese Erkenntnis ist mit vorangehenden Forschungsergebnissen konform und kann mittels unterschiedlicher Bedürfnisse und Ressourcen über den Lebenslauf erklärt werden (Brandt et al. 2008). Der größte Bedarf an finanzieller Unterstützung durch die Eltern besteht in jüngeren Jahren, wenn die Kinder noch in der Ausbildung oder in den Anfangsjahren ihrer eigenen Karriere sind und/oder ihr eigenes Haus und Nest bauen (Deindl 2011). Praktische Hilfe für die Eltern wird in späteren Jahren immer wichtiger, besonders wenn die Eltern gebrechlich werden und Pflege und Unterstützung benötigen (Brandt 2013).

Abgesehen von diesen wohlbekanntem Ergebnissen zeigt die aktuelle Analyse, dass Deprivation mit intergenerationalen Unterstützungen in Verbindung steht. Im Vergleich von deprivierten und nicht-deprivierten Befragten wird zunächst deutlich, dass Gaben zurückgehen. Es finden sich weniger finanzielle und praktische Hilfen an die Kinder und die eigenen Eltern, wenn die Befragten materiellen Einschränkungen unterliegen. Im Gegenzug erhalten Befragte, die unter Deprivation leiden, mehr Transfers von ihren erwachsenen Kindern. Materiell benachteiligte Eltern mittleren Alters scheinen also die „übliche“ Geberrolle zu verlassen und sind stärker auf Hilfen ihrer Kinder angewiesen.

Im nächsten Schritt wurden multivariate Mehrebenenmodelle basierend auf Kind-Eltern-Beziehungen geschätzt. Wir konzentrieren uns in diesem Fall auf die Beziehung zwischen Befragten und ihren

literatur

- Attias-Donfut, C. (1995): Les Solidarités entre générations. Vieillesse, familles, état. Paris: Nathan.
- Bengtson, V.L. & Roberts, R.E.L. (1991): Intergenerational Solidarity in Aging Families: An Example of Formal Theory Construction. *Journal of Marriage and Family*, 53, S. 856–870.
- Björnberg, U. & Latta, M. (2007): The Roles of the Family and the Welfare State. The Relationship between Public and Private Financial Support in Sweden. *Current Sociology*, 55, S. 415–445.
- Börsch-Supan, A.; Brandt, M.; Hunkler, C.; Kneip, T.; Korbmayer, J.; Malter, F. et al. (2013): Data Resource Profile: The Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE). *International Journal of Epidemiology*, 42, S. 992–1001.
- Brandt, M. (2013): Intergenerational Help and Public Assistance in Europe. A Case of Specialization? *European Societies*, 15, S. 26–56.
- Brandt, M. & Deindl, C. (2013): Intergenerational Transfers to Adult Children in Europe: Do Social Policies Matter? *Journal of Marriage and Family*, 75, S. S. 235–251.
- Brandt, M.; Deindl, C.; Haberkern, K. & Szydlik, M. (2008): Reziprozität zwischen erwachsenen Generationen: Familiäre Transfers im Lebenslauf. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 41, S. 374–381.
- Deindl, C. (2011). *Finanzielle Transfers zwischen Generationen in Europa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Deindl, C. & Brandt, M. (2015): Social Exclusion and Support between Generations. In: Axel Börsch-Supan, Thorsten Kneip, Howard Litwin, Michal Myck, Guglielmo Weber (Hg.): *Ageing in Europe - Supporting Policies for an Inclusive Society*, De Gruyter, Berlin, S. 161–168
- Deindl, C. & Isengard, B. (2011): Familiäre Unterstützung und soziale Ungleichheit in Europa. In P.A. Berger, K. Hank & A. Tölke (Hg.): *Reproduktion von Ungleichheit durch Arbeit und Familie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–47.
- Finch, J. & Mason, J. (1990): Filial Obligation and Kin Support for Elderly People. *Ageing & Society*, 10, S. 151–175.
- Silverstein, M.; Conroy, S.J.; Wang, H.; Giarrusso, R. & Bengtson, V.L. (2002): Reciprocity in Parent-Child Relations Over the Adult Life Course. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 57B, S. 3–13.

erwachsenen Kindern und lassen die Beziehung der Befragten zu ihren Eltern außen vor. Neben materieller Deprivation gibt es selbstverständlich noch eine Reihe weiterer (auch sozio-ökonomischer) Faktoren, deren Einfluss auf intergenerationale Transfers belegt ist (z.B. Brandt 2013; Brandt & Deindl 2013). So kontrollieren wir im Hinblick auf die Eltern deren Bildung, Einkommen, Vermögen, das Vorhandensein eines Partners und die Anzahl der Kinder (Geschwister). Für die Kinder nehmen wir den Erwerbsstatus, den Partnerschaftsstatus, das Geschlecht, das Alter, das Vorhandensein eigener Kinder (Enkel) und auf Beziehungsebene die Wohnentfernung zu den Eltern in das Modell mit auf. Aus Gründen der Übersichtlichkeit konzentrieren wir uns auf die Interpretation der Effekte von Deprivation und Armut und zeigen die Effekte der Kontrollvariablen an dieser Stelle nicht.

Tabelle 1: Zusammenhang zwischen Deprivation und Armut und Intergenerationellen Transfers

	Geld		Hilfe	
	an Kinder	von Kindern	an Kinder	von Kindern
Deprivation (Mikro)	-0.38*	0.11*	-0.02	0.17*
Armut (Makro)	-0.28*	-0.03	-0.10*	-0.36*

Quelle: Eurostat 2014; SHARE, Welle 5, Dyaden: 39.669, Befragte: 21.927, Länder: 14, unter Kontrolle von Eigenschaften der Eltern, der Kinder und der Beziehung; * p<0.01

Hauptergebnisse der multivariaten Analyse sind, dass materielle Einschränkungen negativ mit finanzieller Unterstützung an die Kinder korrelieren, positiv mit praktischer Hilfe und finanziellen Transfers von Kindern zusammenhängen, aber neutral sind in Bezug praktische Unterstützung an Kinder, wenn andere wichtige sozio-ökonomische, demografische und beziehungsgebundene Faktoren berücksichtigt werden. Eltern mit Schwierigkeiten, sich Dinge des alltäglichen Lebens zu leisten, sind weniger großzügig bei der finanziellen Unterstützung ihrer erwachsenen Kinder. Sie erhalten hingegen eher Hilfe von ihrem Nachwuchs, wie auch in Abb. 1 ersichtlich. Zusätzlich zur Verbindung zwischen Deprivation und intergenerationalem Austausch auf der Beziehungsebene besteht eine signifikante Korrelation zwischen Armut auf der Länderebene und intergenerationalen Unterstützungsleistungen auf der Mikroebene. Hilfen, finanziell wie praktisch, an und von erwachsenen Kinder(n), sind in Ländern mit einem höheren Ausmaß an Armut signifikant seltener.

Diskussion

Auf Grundlage der fünften Welle von SHARE untersuchten wir die Zusammenhänge zwischen Deprivation der Befragten und intergenerationalen Transfers. Da unsere Ergebnisse lediglich auf

Querschnittsdaten beruhen, können wir selbstverständlich keine Kausalaussagen treffen, wohl aber erste deutliche Hinweise auf Zusammenhänge zwischen materieller Einschränkung und Transferflüssen zwischen Eltern und Kindern erkennen.

Unsere Ergebnisse deuten darauf hin, dass Eltern, die von Deprivation betroffen sind, tatsächlich weniger häufig Transfers an ihre Kinder leisten, dafür aber mehr Hilfen von ihren Kindern erhalten. Der Hilfebedarf scheint also eine übergeordnete Rolle zu spielen. Von Deprivation betroffene Eltern verlieren nicht nur ihre Unterstützungsfunktion für ihre Kinder, sondern werden möglicherweise eine Bürde für ihren Nachwuchs (oder für den Staat). Außerdem spielen unterschiedliche Kontexte eine Rolle: In Ländern mit mehr Armut wird insgesamt zwischen Generationen weniger Geld und Zeit investiert. Somit finden wir ein weiteres Mal eine starke Verbindung zwischen dem Kontext und der intergenerationalen Unterstützungsleistung: Ausgebaute Wohlfahrtsstaaten mit weniger Armut scheinen auch private Hilfen in der Familie zu begünstigen.

Zusammengefasst lässt sich sagen, dass man Familie als ein Sicherheitsnetz sehen kann. Familienmitglieder unterstützen sich, wenn es nötig ist und wenn sie es können. Ältere Eltern helfen ihren Kindern typischerweise mit Geld, während erwachsene Kinder ihre Eltern mit praktischer Hilfe und Pflege unterstützen. Dieses Muster ändert sich deutlich, wenn Eltern von materieller Deprivation betroffen sind, und ebenso wenn das Ausmaß an Armut in einem Land höher ist. Ältere Eltern werden in solchen Fällen abhängig von Unterstützung ihres Nachwuchses und wandeln sich vom Geber zum Empfänger. Deprivation ist somit für Familien nicht nur deswegen problematisch, weil Eltern ihre Unterstützerrolle verlieren, sondern auch, weil sie von ihrem Nachwuchs abhängig werden könnten.

Die Beziehungen zwischen den Generationen sind in Ländern mit einem höheren Maß an Armut insgesamt von weniger Austausch geprägt – man kann sich also möglicherweise weniger auf die Familie verlassen, und das gerade bei mehr materieller Bedrohung. Wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen, die auf die Verringerung von Armut abzielen, sind also nicht nur wichtig für den materiellen Wohlstand in einem Land, sondern auch und gerade für den Zusammenhalt zwischen Generationen. ■

Kontakt

deindl@soz.uni-frankfurt.de

Familie – Fit für die Zukunft

Aus der Perspektive der Wirtschaftskammer Österreich

VON ROLF GLEISSNER

Familienpolitik sollte stets individuelle und gesamtgesellschaftliche Ziele verfolgen:

- Zunächst soll sie das Kindeswohl fördern, insbesondere im Lebensstandard einen Ausgleich zwischen Kinderlosen und Familien schaffen. Das unterscheidet Familienpolitik von der Sozialpolitik, die auf Umverteilung von höheren zu niedrigeren Einkommen abzielt.
- Grundlage für Familienpolitik ist aber auch die Erkenntnis, dass Kinder die Zukunft von Gesellschaft und Volkswirtschaft sichern. Von Kindern und ihrer Ausbildung hängen die nachhaltige Finanzierung von Pensionen und Staatsschuld ab, der künftige Wirtschaftsstandort und die Fachkräfte, die er benötigt. Kinder führen aber auch die kulturellen und ideellen Werte einer Gesellschaft fort. Dieser Aspekt der Familienpolitik setzt freilich langfristiges Denken und die Überzeugung voraus, dass diese Werte erhaltenswert sind.

Familienpolitik müsste daher auch auf demografische Nachhaltigkeit abzielen, konkret auf die Erhöhung der Fertilität. Bei der aktuellen heimischen Fertilität von 1,4 Kindern (ohne Menschen mit Migrationshintergrund wäre sie noch niedriger) ist jede Generation um ein Drittel kleiner als die vorhergehende. Kinderwunsch und Familiengründung sind zwar Privatsache, eine gezielte Förderung lässt sich aber mit dem langfristigen Nutzen für Gesellschaft und Volkswirtschaft rechtfertigen, und Staaten wie Frankreich zeigen das vor.

Die heimische Familienförderung gilt im internationalen Vergleich als teuer, verhindert aber dafür materielle Kinderarmut. *Inwiefern erreicht sie aber familienpolitische Kernziele?*

Der Familienlastenausgleichsfonds kann seinen Zweck, den Ausgleich zwischen Kinderlosen und Familien, u.a. deshalb nur teilweise erfüllen, weil er viele familienfremde Leistungen finanziert. So zahlt er jährlich 822 Millionen Euro ans Pensionsbudget für die Anrechnung von Kindererziehungszeiten, obwohl diese Pensionen großteils noch gar nicht anfallen. Der FLAF (und seine Finanziere, die Unternehmen) finanziert somit die laufenden Pensionsausgaben, die mangels Reformen rasant steigen.

Durch die monetären Familienleistungen gelingt die Umverteilung zwischen Kinderlosen und Familien zumindest im unteren Einkommenssegment gut. Die hohen Kinderzuschläge in der Mindestsicherung schießen sogar übers Ziel hinaus und sind ein Beschäftigungshemmnis und Fehlanreiz.

Anders im mittleren und oberen Einkommenssegment: Eine Akademikerin, die in Elternkarenz geht bzw. viele Jahre Teilzeit arbeitet, verliert häufig mehr Einkommen, als sie an Familienleistungen erhält. Steigt das Einkommen, werden gute Kinderbetreuungseinrichtungen, die eine fortgesetzte Erwerbstätigkeit ermöglichen, wichtiger. Hier verzeichnet Österreich mit dem einkommensabhängigen Kinderbetreuungsgeld und in der externen Kinderbetreuung Fortschritte, hat aber noch einen weiten Weg zu gehen. Kein Wunder, dass Menschen mit geringen Einkommen mehr Kinder haben als solche mit mittleren und höheren Einkommen.

Arbeitsrechtlich und steuerlich stellt Österreich Eltern besser als die meisten EU-Staaten. Teilzeitbeschäftigte sind großteils von der Einkommensteuer und teilweise von Sozialversicherungsbeiträgen befreit. Teilzeit ist daher vor allem, aber nicht nur, bei Müttern sehr beliebt und ganz überwiegend gewollt und nicht aufgezwungen.

Das zweite Ziel von Familienpolitik wird hingegen klar verfehlt: Österreich hat trotz aller Ausgaben und Instrumente eine der niedrigsten Fertilitätsraten. Ein Blick in OECD-Statistiken ernüchtert: Die Österreicher haben seit langem den geringsten Kinderwunsch weltweit!

Fazit: Geld und Kindergärten garantieren keine Kinder. Das Problem liegt tiefer. Für Politik und Medien sind Kinder überwiegend Karrierekiller, Kostenversucher und Pensionszahler. Meine Vision ist, dass Gesellschaft und Eliten Kinder vielmehr als Garanten unserer Zukunft und Quelle für Freude und Sinn sehen. Familienpolitik ist erst erfolgreich, wenn dieser Bewusstseinswandel gelingt! ■

Rückfragen zum Kommentar richten Sie bitte an:
rolf.gleissner@wko.at

Zu dieser neuen Serie : Kommentare der Organisationen des Familienpolitischen Beirats

Wie in der 105. Sitzung des Familienpolitischen Beirats angeregt, möchten wir den Vertreterinnen und Vertretern der einzelnen Organisationen des Beirats die Möglichkeit geben, einen Beitrag in „beziehungsweise“ zu platzieren.

Das Thema lautet für alle Autorinnen und Autoren „Familie – Fit für die Zukunft“ und soll Zukunftsvisionen für „Familie“ aus deren Perspektive darstellen.

Der Inhalt dieses Textes liegt ausschließlich in der Verantwortung der jeweiligen Autoren und Autorinnen.

Schulangst und Schulphobie

Wege zum Verständnis und zur Bewältigung

VON HELMWART HIERDEIS



Hopf, Hans (2015): Schulangst und Schulphobie. Wege zum Verständnis und zur Bewältigung. Hilfen für Eltern und Lehrer. Frankfurt: Brandes & Apsel.

ISBN 978-3-95558-0-353
www.brandes-apsel-verlag.de

Wer seine eigenen ungunstigen Gefühle aus der Schulzeit vergessen hat, Ellen Keys empörten Aufschrei gegen die „Seelenmorde“ in den Schulen von 1902 nicht kennt, die Auskünfte in Autobiografien und in der Romanliteratur ignoriert oder für unzuverlässig hält, kann sich hinsichtlich des Themas „Schule und Krankheit“ durch die seit mindestens vierzig Jahren andauernde wissenschaftliche Debatte informieren lassen. Hans Hopf gehört nach Reinhard Lempp mit zu den ersten, die der Frage von Seiten der Psychoanalyse nachgegangen sind, zunächst 1976 (damals noch in seinem Hauptberuf als Lehrer), später immer wieder als Kinder- und Jugendpsychoanalytiker. Heute ist das Problem immer noch aktuell. Der Münchener Pädagogische Psychologe Kurt Singer brachte es wiederholt (zuletzt 2000) in die Öffentlichkeit, „Zeit online“ überschrieb im Jahr 2006 eine Recherche pfiffig „Krankheit macht Schule“, die Bildungsserver der deutschen Bundesländer unterhalten, wie ich Google entnehme, eigene Informationssparten zu dieser Thematik, ebenso der Deutsche Bildungsserver an der Universität Potsdam mit seinem Netzwerk „Schule und Krankheit“.

Hans Hopf greift mit „Schulangst“ und „Schulphobie“ die beiden bekanntesten Phänomene aus dem Symptomkomplex „Schule und Krankheit“ heraus. Mit dem neuen Buch, so schreibt er, „will ich zu meinen Wurzeln als Pädagoge zurückkehren und aus der Sicht der Kinderpsychoanalyse und der psychoanalytischen Pädagogik über Schulängste schreiben [...], damit Eltern ihre Kinder besser verstehen, ein Buch, in dem sie selbst, aber auch in ihrem Leiden verstanden werden“. Neben den Eltern wendet sich der Autor aber auch an Lehrer, an alle professionellen Pädagogen und an die therapeutische Kollegenschaft. Der breite Adressatenkreis erklärt die aufs Notwendigste reduzierte Berufung auf Theorien, die zahlreichen Praxisbeispiele und den alltagspraktischen Ton des Buches.

Hopf geht in vier Schritten vor: Die beiden ersten Kapitel befassen sich ausführlich mit „Schulangst“ und „Trennungsangst“, das dritte mit „Schulphobie“, und das vierte gibt unter der Überschrift „Eltern

suchen Hilfen für ihr Kind“ knapp gefasste Empfehlungen und Entscheidungshilfen (z. B. hinsichtlich der Therapieform).

Schulangst

Angststörungen gehören zu den häufigsten seelischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen. Hopf legt Wert auf die Unterscheidung, dass nicht alle Ängste, die im Zusammenhang mit der Schule auftauchen, unter die Kategorie „Schulängste“ fallen. Er möchte den Begriff jenen Ängsten vorbehalten, deren Auslöser in unbewältigten Konflikten mit den Unterrichtenden, mit Mitschülern, im Leistungsversagen oder in fehlender Motivation liegen. Sie treten vor allem in besonderen Situationen auf: wenn Schüler sich von ihren Lehrerinnen und Lehrern abgewertet fühlen, in Schwellensituationen (Schuleintritt, Schulwechsel), bei Stress durch Überforderungsgefühle z.B. vor Prüfungen, bei Rivalitäten unter den Gleichaltrigen, Mobbing etc. Die genannten Anlässe können sich überlappen.

So wichtig der Blick auf die Vielfalt für die pädagogisch Verantwortlichen ist, damit sie die Ängste nicht beiseite schieben oder monokausal erklären – für noch gewichtiger halte ich den von Hopf schon 1976 gegebenen Hinweis: „Konflikte werden nicht nur von der Schule in die Familie getragen, sondern auch umgekehrt“. Gerade beim Leistungsdruck und dem dadurch ausgelösten Schulstress gehen Elternhaus und Schule oft eine unheilige Allianz ein. Die Lehrerinnen und Lehrer macht er mit einprägsamen Fallbeispielen darauf aufmerksam, wie hilfreich es für sie in Konfliktsituationen sein kann, zu wissen, dass sie bevorzugte Übertragungsobjekte der Kinder und Jugendlichen sind, weil sie stellvertretend für deren Eltern agieren, und dass sie selbst unbewusst geneigt sind, in ihren Gegenübertragungen das eigene Kindsein und die eigene Elterngeschichte mit den ihnen jetzt Anvertrauten auszuagieren. Um das zu erkennen und damit umgehen zu können, wären Selbstreflexion und Kenntnisse aus der Psychoanalytischen Pädagogik hilfreich.

Trennungsangst

Das Kapitel über Trennungsängste liest sich wie eine Einführung in die Entwicklungs- und

Bindungstheorie für Eltern. In einer einfach gehaltenen, aber nie ungenauen Sprache erfahren sie etwas über „Bindung als emotionales Band“, das dem Kind Sicherheit gibt über die Notwendigkeit „feinfühligere“ Reaktionen auf kindliche Signale, über Mentalisierung, über die Bildung von Selbst- und Objektrepräsentanzen, über das Erlernen des „Als-ob-Denkens“ und damit der Symbolisierungsfähigkeit, über die Bedeutung von Übergangsbjekten und die Unerlässlichkeit der Triangulierung.

Sie können lernen, woran unsicher gebundene Kinder mit Trennungängsten zu erkennen sind (Klammern, Aggressionshemmungen gegenüber den eigentlichen Auslösern, unvorhergesehene Gefühlsausbrüche, phobische Anfälle, Regressionserscheinungen) und werden mit den häufigsten Auslösern von Angststörungen vertraut gemacht: dem Scheitern der triadischen Entwicklung mit der Folge einer klammernden Bindung an die Mutter (in der Regel) und dem oftmaligen Wechsel von Bezugspersonen. Im Abschnitt über „Somatisierungen“ entdecken sie hinter „Kinderkrankheiten“ auch mögliche unbewusste Strategien von Kindern, Trennungen zu vermeiden und Ängste aus dem Bewusstsein zu verbannen – das Resümee aus Hopfs 2007 erschienenem Buch „Wenn Kinder krank werden“.

Schulphobie

Hopf legt Wert darauf, die „Schulphobie“ von der „Schulangst“ abzugrenzen und sie mit der „Trennungsangst“ in Verbindung zu bringen. Wie bei dieser treten bei der Schulphobie in der Regel Somatisierungen auf, werden die Bezugspersonen positiv und die Außenwelt negativ konnotiert. Indem die Kinder ihre Ängste auf die Schule projizieren bzw. die innere Bedrohung auf eine vermeintliche äußere verschieben, konstruieren sie eine „objektive“ Ursache für ihren Vermeidungswunsch. Wie sehr dabei „symbiotische Verstrickungen“ der Kinder mit ihren Eltern, vor allem mit der Mutter, wirksam werden, stellt Hopf unter Berufung auf Bowlby dar. Eine ausführliche Fallstudie („Fall Jessica“) veranschaulicht eindringlich, wie hartnäckig eine zehnjährige Schulverweigerin auf ihren sichernden Rückzugsmöglichkeiten zu beharren versucht – mit einer Mutter im Hintergrund, die das Kind nicht loslassen kann. Die Vignette ist neben dem Blick in die komplexen Bedingungen der Phobie auch ein Lehrstück für therapeutische Planung und Konsequenz, nicht zuletzt für therapeutischen Takt, wie Hopfs zurückhaltende Arbeit mit Träumen des Kindes zeigt.

Eltern suchen Hilfe

Das Schlusskapitel dient nicht der Zusammenfassung des Vorausgegangenen, sondern nennt Interventionsmöglichkeiten und institutionelle Hilfen. Dass der Analytiker Hopf seiner Methode den Vorzug gibt, ist einleuchtend, aber er will damit die anderen von den Kassen anerkannten Vorgehensweisen ausdrücklich nicht abwerten. Als Forderung an die pädagogisch Verantwortlichen lese ich heraus, Ängste ernst zu nehmen, aber nicht zu dramatisieren, rasch zu intervenieren (sofortiger Therapiebeginn, auf Schulbesuch drängen), auf Medikamente nach Möglichkeit zu verzichten, triadisch zu denken, rasche Schuldzuweisungen zu vermeiden und Selbstreflexion zu üben. In seinen „Gedanken zum Schluss“ formuliert Hopf persönliche Wünsche für Eltern, Kinder und Lehrer. Sie zu referieren, würde ihre impulsive Unmittelbarkeit zerstören.

Theoriegestützt und erfahrungsgesättigt, den Blick stets auf die handelnden Personen und ihre Bedürfnisse gerichtet, dazu in einer Sprache, die unnötige Abstraktionen vermeidet, will das Buch sich einem möglichst großen Adressatenkreis erschließen. Das ist ihm zu wünschen. Als jemand, der die institutionellen und organisatorischen Hintergründe von Beziehungen und deren unbewusste Sedimentierungen zu erfassen versucht, kommen mir Hopfs eingestreute Verweise auf den auch heute noch potenziell als abweisend oder sogar gewalttätig wahrnehmbaren Charakter der Schule entgegen.

Zugleich wecken sie aber mein Bedürfnis, Genaueres darüber zu erfahren – das betrifft besonders das erste Kapitel – , welchen angstauslösenden Entfremdungsgefühlen bzw. Gefühlen des Ich-Verlusts Kinder beim Eintritt in die Schule durch den Wechsel der Bezugspersonen, den Zwang zur Sachorientierung, die Unterwerfung unter neue Zeit-, Kommunikations- und Bewegungsregeln, die auferlegte Orientierung an vielen unbekanntem Menschen und durch das neue anonyme Über-Ich der Organisation Schule ausgesetzt sind. Neuere Untersuchungen über „Das Unbewusste in Organisationen“ (Heintel 1997; Becker 2003) könnten dabei hilfreich sein. ■

Kontakt

Helmwart.Hierdeis@web.de

der autor

Prof. Dr. Helmwart Hierdeis war seit 1974 als Professor für Historische und Systematische Pädagogik an den Universitäten Erlangen-Nürnberg (bis 1981) und Innsbruck (bis 2002) tätig. Außerdem arbeitete er als Psychoanalytiker in seiner eigenen Praxis. Er befindet sich seit 2002 im Ruhestand.



Heterogenität Orientierungen von Lehrerinnen und Lehrern

Die Arbeit fragt nach Orientierungen von Lehrkräften beim Thema Heterogenität. Es werden hierfür funktionale Strukturen des Fach- sowie des Alltagsdiskurses mittels einer dafür entwickelten Matrix analysiert. Die anschließende empirische Rekonstruktion auf der Grundlage von Gruppendiskussionen mit Lehrerinnen und Lehrern fokussiert den pädagogischen Alltagsdiskurs. In der Zusammenschau von theoretischer Analyse und empirischer Rekonstruktion zeichnen sich Forderungen für ein Umdenken sowie Folgen für den Blick auf pädagogische Professionalität ab.

Publikation: Schieferdecker, Ralf (2015): Orientierungen von Lehrerinnen und Lehrern im Themenfeld Heterogenität. Eine rekonstruktive Analyse. Band 2. Leverkusen: Budrich. ISBN 978-3-8474-0732-4, www.budrich-verlag.de



Hipster Einblicke in deren Lebenswelt

Der Jugendforscher Philipp Ikrath versucht das Phänomen der Hipster gesamtgesellschaftlich zu fassen und geht der mysteriösesten Spezies in artenreichen Biotop jugendlicher Lebensstile auf den Grund. In den 1950er-Jahren das erste Mal vom US-amerikanischen Schriftsteller Norman Mailer als jugendlicher Bohemien entdeckt, zeigt sich der Hipster heute hochgradig individualisiert an der Oberfläche, in seinen Tiefenschichten aber durch und durch konformistisch. Seine berüchtigte Ironie gilt den einen als letzter Beweis für den Untergang politischer Jugendkulturen. Andere feiern sie als endgültigen Sieg über eine längst überkommene bürgerliche Ernsthaftigkeit. Wer den Hipster und seine Artverwandten (angefangen beim „Bobo“ über „Normcore“ bis hin zum „Nipster“ – dem Nazi-Hipster) verstehen will, muss sich die Umstände vor Augen führen, die diese Phänomene hervorgebracht haben. Denn junge Subkulturen, egal ob rebellisch oder angepasst, sind als Ausdruck der sie umgebenden gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen zu verstehen.

Publikation: Ikrath, Philipp (2015): Hipster. Trendsetter und Neo-Spießer. Wien: Promedia Verlag. ISBN 978-3-85371-394-5, www.jugendkultur.at



Talente im Ausland Ein Bericht über deutsche Auswanderer

Der Bericht analysiert die große Gruppe der deutschen Auswanderer mit Blick auf ihre Potenziale für Deutschland und die jeweiligen Zielländer. Wie viele Auswanderer gibt es, und wo befinden sie sich? Sind sie im Erwerbsalter, und welches Bildungsniveau haben sie? Arbeiten sie im Aufnahmeland und wenn ja, in welchen Berufen? Welche Gründe führten sie ins Ausland und welche bringen sie vielleicht wieder zurück? – Ein Versuch, diese Fragen zu beantworten.

Publikation: OECD (2015): Talente im Ausland: Ein Bericht über deutsche Auswanderer. Paris: OECD Publishing. ISBN 978-9-26423-404-8 www.oecd.org

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek, Ursula Hambrusch
Fotos und Abbildungen: Ch. Deindl (S. 1) | Brandes&Apsel (S. 6) | Budrich, Jugendkultur, ©OECD (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Familien und Jugend über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg. Grundlegende Richtung des Druckwerks nach § 25 (4) MedienG.

Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.

DVR: 0065528

Österreichische Post AG | Sponsoring. Post | Verlagspostamt: 1010 Wien
Zulassungsnr. 02Z0318205